

Der WSCF: Ein starkes Stück Ökumene

VON GERHARD KÖBERLIN

Der Weltbund aller Studentengemeinden feierte 1995 sein hundertjähriges Bestehen. Er ist die älteste internationale Organisation von Studenten und eine der ältesten der Ökumene. Nach seiner Gründung am 13.-18. August 1895 im schwedischen Vadstena hat sich der „Christliche Studentenweltbund“ („World Student Christian Federation“, WSCF) zum einunddreißigsten Male versammelt, und zwar im August/September 1995 zu Gast bei der Christlichen Studentenbewegung der Elfenbeinküste. Sein Motto der Hundertjahrfeier: „Eine Gemeinschaft des Gedenkens und Hoffens, die Gottes Treue feiert“.

In den Kinderschuhen

Wozu Studentengemeinden? Warum ein Weltbund? Diese Frage stellen heißt zu fragen, warum es die ökumenische Bewegung gibt. Ein Blick in die Namenslisten dessen, was wir heute oft abgekürzt Ökumene nennen, ist durchweg ein Blick in die Arbeit der Studentengemeinden vieler Länder. „Die Ökumene“ gäbe es nicht ohne – die Frauen und Männer des damaligen CVJM und des WSCF und die Folgen. Beides sind nämlich Laienbewegungen, deren Kirchenbild kritisch, nicht institutionell, und grundsätzlich an der *Welt* orientiert ist. „Der Christliche Studentenweltbund hat seit hundert Jahren als eine Bewegung gelebt, in der Studenten – mit anderen darum herum – ihre Ahnungen und Hypothesen von Gottes Absichten mit seiner Welt überprüfen können“, meint heute der Brite Martin Conway, früherer Studiensekretär des Bundes. Die „Christlichen Studentenbewegungen“ (Student Christian Movement, SCM), aus denen sich der Weltbund bildete, stellen einen klassischen Typus der „Nachfolgekirche“ dar, im Unterschied zu anderen Sozialgestalten der Kirche wie etwa entlang der Parochie, oder der Gesellschaft (Volkskirche) oder der Konfession.

Die Ursprünge liegen freilich im missionarischen Geist der „Evangelisation der Welt in dieser Generation“ des 19. Jahrhunderts, in Deutschland auch beim Geist der „B.K.ler“, der Studenten-Bibelkreise seit 1883, die dann 1895 die Deutsche Christliche Studentenvereinigung/DCSV mit ihren Reisesekretären gründeten. Zur Mission wollten Studenten vor hundert Jahren beitragen, damals auf dem Schloß Vadstena zu Gast bei der Skandinavischen Studentenkonferenz: J.R. Mott und sein Studienfreund

L. Wishard aus den USA, der Brite J. Williamson und der Deutsche J. Siemsen, gegen den Widerstand des B.K.lers Fürst Pückler, der natürlich angelsächsische Bevormundung befürchtete. Dazu stellten sich der Schwede K. Fries und der Norweger K. Eckhoff.

Heute bekennt sich der Weltbund unter anderem zu folgenden Zielen:

- zu Glaube und Nachfolge zu rufen in Leben und Mission der Kirche
- Gemeinschaft untereinander zu ermöglichen durch gegenseitigen Dienst
- zu helfen, daß für Frieden und Gerechtigkeit unter den Völkern gearbeitet werden kann
- und zu helfen, daß für eine wirkliche Einheit der Kirche gearbeitet werden kann.

Diese geniale Idee hat sich bis heute auf nationale ökumenische Mitgliedskörperschaften in 82 Länder verbreitet (affiliert). Der Weltbund hat Vereinbarungen zu Bewegungen in 36 weiteren Ländern (assoziiert), Stand 1992. Das Büro des Weltbundes arbeitet in Genf mit 4–5 Personen, die Regionen haben ihre Sekretariate mit je 2–3 Mitarbeitern in Nairobi – Afrika, Hongkong – Asien und Pazifik, Amsterdam – Europa, Quito – Lateinamerika und Karibik, Beirut – Mittlerer Osten, New York und Toronto – Nordamerika. Die Idee finanziert sich selbst aus Mitgliedsbeiträgen der Studenten und des Kreises von Freunden, die ja oft zu Amt, Würde und Gehalt kommen, und aus gemeinsamer Aktion bis hin zum T-Shirt-Verkauf, und aus Spenden von Kirchen in der ganzen Christenheit – freilich all dieses ohne die römisch-katholische Hälfte der Christenheit, jedoch mit den orthodoxen und orientalischen christlichen Studenten und Studentinnen, und auch vielen Freunden unter Buddhisten, Muslimen, A-Religiösen.

Selbstgemacht

Nichts läuft ohne unbezahlte Eigeninitiative, sei es Bibelstudium, Chor-singen (in deutscher Tradition: „Kurrende“), Sommerlager, Arbeitskreise oder Flüchtlingshilfe, natürlich erst recht – Gottesdienste. Wer kann sich schon bezahlte Reisesekretäre oder Pfarrer leisten? Eine selbstgemachte Kirche. Eine Kirche – offen für alle, aber nicht für alles. Was nicht geht, ist beispielsweise: *zwei* Gemeindeorganisationen bzw. Bewegungen in *einem* Land. Wie könnte es auch sein, daß solche „Jüngerschaft“, solche Nachfolgekirche sich an einem Ziel orientiert und dennoch nicht zusammenarbeitet in einem Land und in einem Weltbund? Also müssen sich Christen erst einigen, bevor sie Mitglied werden. Eine harte Lektion für viele. Eine wunderbare Schule für die Christenheit. Noch uneingelöst in manchen Ländern

(z.B. Finnland, Frankreich, Ägypten, USA). Und seit Ende der zwanziger Jahre mit Ausnahmen, gerade für konfessionelle Vereinigungen auf nationaler Ebene.

Seit 1895 hat der Christliche Studentenweltbund höchst unterschiedliche Menschen verbunden:

- das durchorganisierte SCM der Philippinen (seit 1960) mit landesweit sechzig Gemeinden, viele mit Gefängnisserfahrung als Opfer von Menschenrechtsverletzungen
- das burmesische SCM (1912 !), geschätzt von Buddhisten für ihre Aufbauarbeit mit Bibel, Gitarre und Hacke bei den Bergbauern
- das indonesische SCM (1950) mit 32.000 Mitgliedern eine der größten Bewegungen im Weltbund, neben Tanzania (1961) mit 85.000
- das kubanische SCM mit vierzehn Gemeinden, die es fertigbrachten, in Zeiten des US-Boikotts von Kambodscha, nach 1979 aus ihrer Mitte Wasserbauingenieure nach Kambodscha zu entsenden mit Unterstützung der deutschen „Dienste in Übersee“, auf Bitten von Kirchen in den USA, die ja unter Kontaktverbot zu Kambodscha standen und daher nicht selbst jemand schicken konnten
- der Zusammenschluß CEPAJ der franziskanischen Jugendbewegung und des SCM in Ecuador 1985 (Coordinadora Ecumenica de Pastoral Juvenil), der nun unter dem Druck der römisch-katholischen Kirche leidet, anders als das SCM von Fiji, deren Mitglieder mehrheitlich katholisch sind, übrigens nicht anders im irischen SCM
- die deutsche Evangelische Studentengemeinde darunter als weltweiter Sonderfall mit 146 Gemeinden und meist hauptamtlichen, von der Kirche bezahlten Pfarrern und Häusern, nur zu verstehen aus der Auflösung der DCSV im Dritten Reich 1937 und ihrer Übernahme durch die Landeskirchen
- und schließlich die Gastgeber der 100-Jahr-Feier in der Elfenbeinküste (1961), die ihre Initiative zu einem „Christlichen Verein von evangelischer Jugend und Studenten der Elfenbeinküste“ aus zwei Teilnehmern ihres Landes an einem ökumenischen Seminar in Ghana 1958 zogen, die dort auf Anregung der Allafrikanischen Kirchenkonferenz und des ÖRK eine Jugendleiterausbildung bekommen hatten. In den siebziger Jahren wuchsen die heutigen Gastgeber aus den Schulen heraus in die Universität hinein. Sie haben 37 Ortsvereine, operieren insgesamt mit einem Jahreshaushalt von nur DM 8.500, den sie aus Mitgliedsbeiträgen, Spenden, Hilfen des Weltbundes und sogar der Regierung und aus Konzertveranstaltungen und Kassettenverkauf finanzieren.

Wie gelingt ein solches Stück weltweiter Christenheit? Trotz unerbittlicher Konflikte wollen sich die Partner nicht aus ihrem Bund entlassen. 1956 mußte sich beispielsweise Elisabeth Adler aus der DDR mühen, bei der WSCF-Vollversammlung in Tutzing zur Versöhnungsaufgabe angesichts der akut gespannten deutschen Lage zu sprechen. Ebenso mußte in Tutzing K.H. Ting aus China – beim ersten chinesischen Auftritt in der Ökumene nach der Gründung der Volksrepublik 1949, der gleichzeitig der letzte war bis zur Öffnung Chinas in den achtziger Jahren – zu seiner Lage sprechen. Dies reizte die anwesenden südkoreanischen Christen außerordentlich, weil ihr Land im Koreakrieg (1950-53) Gegner der Chinesen war. Und heute ist es oft die nie endende Aufgabe, die Verwendung des gemeinsamen Geldes zu organisieren, die alle Grenzen der Welt wieder sichtbar macht, obwohl doch dieser Bund von Christen die weltlichen Machtstrukturen gerade nicht abbilden möchte. Also – sollte eine geschwisterliche Gemeinschaft unter Bedingungen des Nord-Süd-Konflikts nicht möglich sein?

Wenn, wie heute, Pluralismus jedoch Konjunktur hat, wie sieht dann die „Schneidekante der ökumenischen Bewegung“ aus, an der sich die Christlichen Studentenbewegungen meist befinden (WSCF-Vollversammlung 1990)? Der Bund WSCF konnte nie richtig pluralistisch werden, weil er immer auf der Suche nach spezifischem, nach konkretem Glauben ist. Da suchte er nach politischen Verkörperungen des Bemühens um befreiende Theologie in Begriffen wie Widerstand, Reform und Umwälzung (Revolution). Aber er ist doch ein Ort geworden, Identität zu entwickeln in der „Praxis von Pluralität“, wie es der Vorsitzende des Freundeskreises der französischen Studentengemeinde bei der letzten Vollversammlung in Chantilly von 1990 sagte (Olivier Abel). Und er fährt fort, daß diese Identität, aus dem „Samen der Pluralität“ gewachsen, ihre „Ökumenizität“ noch nicht erreicht hat (WSCF Journal VII/92, 24).

Geld

Dieser Weltbund von Studierenden hat die Ökumenizität stets am Geld ausprobieren müssen, oft an der Zahlungsunfähigkeit entlang. Eine befreiende Erfahrung des Weltbundes halte ich aber für die deutsche Provinz der Christenheit für wichtig, nämlich die Erfahrung mit einer Gehaltsstruktur, auf die man sich für die bezahlten Mitarbeiter – Pfarrer oder nicht – einigte: das Bedarfsgehalt.

Der WSCF hat mit einer weiteren Entscheidung wichtige Vorarbeit für künftige Kirchenfinanzen geleistet. Es ist dies seine Schaffung eines „Jahrhundert-Fonds“ (Vorsitzender des Stiftungsrates: Philip Potter) im Jahre 1990 für die schwindende Unterstützung ökumenischer Studentenarbeit trotz rapide steigender Studentenzahlen und Mitgliedszahlen des Weltbundes. Profitieren sollen langfristige internationale Arbeitsvorhaben der Gemeinden, die Koordinierung der Arbeit über Landesgrenzen hinweg und die Gemeinden in den jeweiligen Ländern. Bevor sie aber daran gingen, die Zielsumme von 3 Millionen Dollar (festzulegen auf 25 Jahre) zu erbitten, erforschten sie die ökumenische und ökonomische Debatte zur Geldanlage für Christen: die ethisch unbedenklichste Art sollte gefunden werden. Diese Zielsetzung ist außerordentlich hoch. Ein offenbar alle überzeugendes Modell wurde aber entwickelt, sehr zur Nachahmung zu empfehlen (Frau Shyamala Ariarajah, Centennial Fund, WSCF, 5 Route des Morillons, CH-1218 Grand Saconnex). Ungeahnte Aktivitäten werden nun ausgelöst: Die ESG Zambias macht eine Autowaschkaktion zur Auffüllung des Fonds, die ESG Norwegens hat beschlossen, alle ortskirchlichen Gaben aus dem ganzen Land 1995 zur Hälfte der Stiftung zu übergeben.

Flüchtlinge

Die beiden Weltkriege und der Kalte Krieg forderten Mitgliedern des Weltbundes viel ab. Das deutsche Mitglied spielte im Ersten Weltkrieg eine unrühmliche Rolle. Für den Frieden beten, wie das britische Mitglied des Bundes vorschlug, war für den DCSV undenkbar, sondern den Briten wurde geschrieben: vielmehr „hat Gott durch die Geschichte hindurch machtvoll zu unserem Herz und Sinn durch Kriege gesprochen“ (siehe Suzanne de Diétrich, WSCF History Series 2, S.40). Doch der Weltbund gründete den European Student Relief Fund (ESR) und konnte hinter die Linien, und half unzähligen Flüchtlingen, half in den Lagern der Kriegsgefangenen, allen voran der US-Amerikaner Conrad Hoffman in Wien, Prag, Budapest. Der stellvertretende Vorsitzende des Weltbundes, Wang Chanteng, war sogar 1919 als Delegationsleiter Chinas bei der Pariser Friedenskonferenz. Unter größter Anstrengung gelang es, Studentengemeinden verfeindeter Länder wieder ins Gespräch zu bringen.

Im Zweiten Weltkrieg wurde die studentische Hilfe quer über die Feindesgrenzen noch verstärkt. Der Weltbund benahm sich wie ein enfant terrible zwischen den Rassen, den Feindesländern, den Konfessionen, wie die französische Mitarbeiterin des Bundes (seit 1935), Suzanne de Diétrich,

sagte. Der berühmte World University Service – bewährt beispielsweise an der Seite südafrikanischer Flüchtlinge zu Zeiten der Apartheidspolitik – ist eine Gründung dieser WSCF-Studentenhilfe.

Mission

Das weltweite Krisenmanagement war stets ein Begleiter der ökumenischen Bewegung und hat junge Leute satzungsgemäß in Debatten und Aktionen für Gerechtigkeit und Frieden gezogen, in Gemeinden, in Landesverbänden und international. Aber als das Verständnis von Mission sich in den Zeiten der Entkolonialisierung in den sechziger Jahren deutlich wandelte – „Mission in sechs Kontinenten“, da begann auch der WSCF mit einem neuen Vorhaben: Frontier Internship in Mission, das „Missionspraktikum an Grenzen“, eine alternative Mission, eine Alternative zu Missionswerken und Kirchenpartnerschaften. Initiativen irgendwo in der Welt, die sich um mehr Menschlichkeit, um Befreiung aus Gefangenschaften bemühen, können um einen christlichen Mitarbeiter, eine Mitarbeiterin auf Zeit aus einer ähnlichen Initiative anderswo bitten. So begab sich ein US-amerikanischer Christ bereits in den sechziger Jahren nach Rumänien, um dort christliche Präsenz in der Industriearbeit zu unterstützen. Grenzüberschreitungen der Kultur, der politischen Blöcke, ja auch der Religionen können in diesem kleinen Projekt, das heute neben dem WSCF-Büro in Genf seinen Sitz hat, weltweit inszeniert werden, freiwillige Missionare und Geld vorausgesetzt.

Theologie

Es waren nicht nur die Europäer, die in dieser selbstgemachten Ökumene Leidenschaft für Theologie entwickelten. Die gemeinsame Bibellektüre ist seit dem Beginn der Bewegung nicht wegzudenken. Ja, der deutsche Biograph der DCSV, Karl Kupisch, überschreibt sogar seine Geschichte dieser Bewegung „Studenten entdecken die Bibel“ (Furche-Verlag 1964). Doch der Westen verlor seit dem Ersten Weltkrieg beispielsweise im Osten jeglichen theologischen Kredit (WSCF History Series 5, 34). Gerade die starken Charaktere, wie der chinesische Mitarbeiter K.H. Ting und der Inder M.M. Thomas lehrten die Weißen damals die Realität eines Weltbundes verstehen (WSCF History Series 1, 10 und 20). Zudem mahnten asiatische Freunde immer stärker an, daß sie die „ökumenische Debatte über hübsche Fragen“ (Suzanne de Diétrich) quer über den Atlantik zu langweilen beginne, weil

„die weiße Rasse nicht die einzige in der Welt und der Atlantik nicht das einzige Meer sei“ und sie mehr Interesse an Praxis des Christlichen hätten, beispielsweise angesichts des Unabhängigkeitskampfes in den dreißiger Jahren oder angesichts anderer Religionen (WSCF History Series 2, 64ff).

Dennoch kam der Weltbund immer wieder überein, Arbeitsgruppen an theologische Projekte zu setzen, zuletzt 1993 in Bossey, dessen Ergebnis seit wenigen Monaten vorliegt (hrsg. Thomas Wieser, WSCF History Series 5). Die Rückschau zeigt deutlich, wie seit hundert Jahren die theologische Arbeit in dieser Laienbewegung die moderne Theologie anführt bis zu den Anfängen einer *lecture matérialiste* der Bibel und zur sozialgeschichtlichen Bibellektüre in den Händen studentischer Arbeitsgruppen, meist in der europäischen Region.

Was diese theologische Bemühung aber stets zusammenbindet, ist der Versuch, über die Kontexte hinauszukommen zu so etwas wie einer gemeinsamen Vision vom Auftrag der Kirche, und in ihm vom Auftrag des Christlichen Studentenweltbundes. Diese Vision soll sich nicht im akademischen Raum erfüllen. Sie ist immer größer, ist weltweit. Diese theologische Mühe kann sich selbst solchen eingefleischten Praktikern wie der *grande dame* der Ökumene Nigerias und Ghanas, Mercy Oduyoye, als sinnvoll erweisen, wenn sie die Veröffentlichung des italienischen Generalsekretärs Emilio Campi (Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre) zur „materialistischen Bibellektüre“ ansieht und sagt: „Was für eine Schnapsidee! So ein Titel würde doch keinem afrikanischen Theologen in den Sinn kommen“, und dann nach dem Lesen doch feststellt: „Da kann ich eine Menge damit anfangen, was er da sagt“ (WSCF History Series 1, 41).

Frauen

Die Kontextualisierung der Theologie war von Anfang an angelegt als eine ständige Bewegung zwischen Analyse der „Welt“ und dem Studium der Bibel. In den frühesten Fotos von Treffen des Weltbundes fällt aber auf, daß beispielsweise der große Kapottehut der legendären Britin Ruth Rouse, der späteren Verfasserin des ersten Geschichtswerkes der ökumenischen Bewegung, noch selten die Runde der Stehkragenmänner sprengt. Und das Gründungsfoto vor dem Eingangstor des Schlosses Vadstena zeigt natürlich nur Männer. Doch der Weltbund hat als das „Labor der Ökumene“, wie Ruth Rouse zu sagen pflegte, entscheidend dazu beigetragen, daß theologische Arbeit von Frauen thematisiert wird. Und das Verständnis vieler dieser jungen Christen und Christinnen von der Bibel wurde, wenn ich den Berichten

recht zuhören, und wird von Frauen geprägt, wie von der Französin Suzanne de Diétrich, der Nigerianerin Mercy Oduoye, der Südafrikanerin Margret Nash.

Liturgie

Eine weitere Pioniertat, die im Weltbund möglich war, ist die Erfindung weltumspannenden Gebetes. Vor 98 Jahren wurde beschlossen, daß in allen Gruppen an den Universitäten an einem Tag im Februar gemeinsam gebetet werden soll. Seitdem wird jährlich ein Liturgievorschlag mit Gebeten erarbeitet und unter den Gemeinden auf allen Kontinenten verteilt.

Manche – wie auch viele Christen in Deutschland – brachen diese Tradition ab, aber viele folgen ihr kontinuierlich seit dem vorigen Jahrhundert. Bei der Einrichtung hatte der Schwede Karl Fries vorgeschlagen, daß zu solchen Gelegenheiten doch darum gebetet werden muß, daß dieser Weltbund tüchtig vom Heiligen Geist beansprucht werden soll, damit er ein Mittel zur Einheit der Menschen werde. Zehn Jahre vor seiner Gründung war es bereits 1887 zur Einrichtung des *Weltgebetstages* gekommen, als Antwort auf das Ende des US-Bürgerkrieges. Heute sind dies Säulen des ökumenischen Betens um Einheit, um Frieden.

Deutschland

Und was haben Deutsche mit dem Weltbund zu tun? Die Antwort kam kurz und bündig aus dem Munde des bischöflichen Vertreters der Evangelischen Kirche in Deutschland beim Jahrhunderttreffen in Berlin (Wolfgang Huber): „Wir danken dem Christlichen Studentenweltbund dafür, daß es ihn gibt. Er hat zahllosen Deutschen den Weg in die weltweite Christenheit ermöglicht und ihr Christsein ökumenisch geprägt.“

Zweimal konnte Deutschland ein historisches Treffen des Weltbundes beherbergen: den Hauptausschuß (heute Vollversammlung genannt) im August 1956 in der Evangelischen Akademie Tutzing, und eben das Jahrhunderttreffen von 125 Freunden des Weltbundes aus 43 Ländern im Tagungszentrum des Berliner Missionswerkes im Juni 1995.

Tutzing stellte die letzte Gelegenheit dar, die chinesische Kirche zur ökumenischen Mitarbeit einzuladen. Eine Wiederaufnahme des Chinesischen Christenrates in den Ökumenischen Rat der Kirchen gelang erst wieder 1991 bei der Vollversammlung in Canberra. Auf westdeutschem Boden ging es damals um „Jesus Christus, der Versöhner“. Und schon damals ver-

langte der Weltbund auch Bericht von seiner Arbeitsgruppe zur Apartheid in Südafrika. Tutzing war auch der Beginn der großen Studienarbeit zu „Leben und Mission der Kirche“. Die Erfahrung und der Begriff von christlicher Präsenz war im Weltbund als einer Laienbewegung das wichtigste an der Kirche geworden, aber die Studenten waren in der Missionsstudie längst mehr an dem Ort dieser Präsenz, eben der „Welt“, als an der „Kirche“ interessiert (WSCF History Series 1, 7).

Und fast vierzig Jahre später im vereinigten Berlin bekannten nun die versammelten Freunde und Freundinnen in ihrem Brief an den Weltbund: „Wir bekräftigen, daß die Erfahrungen, die wir im Weltbund gemacht haben, unser Leben verändert haben und auch das, wie wir unsere Welt verstehen und in ihr leben.“ Aus den Erzählungen dieser Christen, meist älterer Generation, trat schnell ein Thema hervor: die gemeinsame Erfahrung der unaufhaltsamen Globalisierungskräfte hin zur Weltwirtschaft und zu einer globalen Kultur in allen Ecken der Erde, von Fiji bis Rumänien. Daher meinten die Freunde – nach hundert Jahren und in Berlin und überhaupt nicht überraschend, daß die ökumenische Herausforderung heute offenkundig die Zerteilung und Zerstörung der menschlichen Gemeinschaft in Angebot und Nachfrage von käuflichen Waren ist. Also sei ihre Aufgabe in der weltweiten Ökumene, alles für die Entstehung von Gemeinschaft zu tun. Und, so beschloß der gegenwärtige französische General-Ko-Sekretär Jean François Delteil seine Berliner Rede, weil es ohne Gemeinschaft auch kein Widerstehen gebe, deswegen müsse der Christliche Studentenweltbund diese ökumenische Verpflichtung durchhalten.

Thuma mina

Der Weltbund, dieses starke Stück Ökumene, hat bis heute ein Mittel für die ökumenische Vision bereitgestellt, das gar nicht mehr wegzudenken ist: das gemeinsame Singen. Aus der Praxis ökumenischen Arbeitens und Feiern wuchs das erste ökumenische Liederbuch heraus. Die erste Auflage von „Cantate Domino“ wurde 1924 vom WSCF herausgegeben. Es war wohl das schönste Geschenk an den Ökumenischen Rat der Kirchen, dessen Liederbuch es praktisch wurde. Er wurde 1973 gebeten, Cantate Domino in neuer Form herauszubringen.

Von den Kirchentagen wissen wir Deutschen, daß eine seiner größten missionarischen Wirkungen durch die Lieder und Liturgien geschehen, die bis in jede Gemeinde spürbar sind. Die Entstehung des Kirchentags selbst und seiner singenden und ökumenischen Gestalt ist ohne die Erfahrungen

der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung gar nicht denkbar, war doch der Gründer des Kirchentages, Reinhold von Thadden-Trieglaff, zuvor der Vorsitzende des DCSV bis zum Verbot 1939. Sogar ein Lied von T.Z. Koo, dem chinesischen Asiensekretär des WSCF 1922–1941, der im Zweiten Weltkrieg in Hongkong und Shanghai interniert wurde, machte den Weg in das neue deutsche Kirchengesangbuch. Es ist das Lied „Auf und macht die Herzen weit, euren Mund zum Lob bereit“. Mit seiner chinesischen Flöte hat Koo die Melodie beigetragen (WSCF History Series 2, 48; 3/4, 67).

Endlich gibt es eine würdige deutschsprachige Nachfolge des berühmten ökumenischen Liederbuches, rechtzeitig zum hundertsten Jahrestag der Gründung des WSCF: das Internationale Ökumenische Liederbuch Thumamina, herausgegeben vom Evangelischen Missionswerk in Deutschland (Strube Verlag München, DM 15,-). Ein weiteres starkes Stück Ökumene.

Auszüge davon auch veröffentlicht in: Nachrichten der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Aug. 1995.

1000 Jahre Christentum in Norwegen

VON EVEN FOUIGNER

1. Historischer Hintergrund

Im Jahr 1995 feierte die Norwegische Kirche ihr 1000jähriges Jubiläum. Der Höhepunkt war ein großes Fest während der Pfingstfesttage 1995 in dem kleinen Ort Moster in der Bömlo-Gemeinde im Regierungsbezirk Hordaland in Westland. Das Jubiläum wurde also weder in der Landeshauptstadt Oslo gefeiert noch im Nationalheiligtum, dem Nidarosdom in Trondheim, sondern in einer kleinen, abgelegenen Kommune an der Westküste.

Um dies zu erklären, muß man sich etwas näher mit der Frage befassen, wie das Christentum nach Norwegen kam. Es bestehen große Unklarheiten über die Einführung des Christentums in Norwegen. Kirchenhistoriker und Profanhistoriker sind sich nicht ohne weiteres einig darüber, wie das Christentum in Norwegen Fuß faßte. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab es Christentum in diesem Land schon lange vor dem Übergang zum zweiten Jahrtausend. Das Christentum kam von zwei Seiten in unser Land: zum einen vom Süden, von Deutschland über Dänemark zum Oslofjord und dem südöstlichen Teil des Landes, zum anderen von Westen von den Britischen